Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 17 (1955)
Heft: 1

Artikel: Ergötzliches und Volkstümliches in Gotthelfs Sprache
Autor: Grob, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861597

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ergötzliches und Volkstümliches in Gotthelfs Sprache

Von FRITZ GROB

Ein Wesenszug von Gotthelfs Dichtung ist ihr Humor. Wo er in seiner reinsten Form verwirklicht ist, wächst er aus dem Abstand des Dichters zum Treiben der Welt, der die Liebe in sich schließt. Dies zeigt in schöner Weise die Darstellung von Peter Käsers galanten Abenteuern auf der Schnabelweid, oder jener Zwischenfall in der Vehfreude, wo dem träumenden Felix im Gottesdienst die Worte entfahren: «Aenneli, gimm mr es Müntschi!» Das Lächeln des Dichters schwebt über ihnen. Doch ist Gotthelfs Humor nicht nur ans äußere Geschehen gebunden, er ist auch dort zu finden, wo man ihn, dem reißenden Zug der Handlung folgend, gerne überliest: in der Sprache.

Der schaffende Gedanke in seinem Werk ist die Frage nach dem rechten Leben des Menschen und seiner Bestimmung. Deshalb kennt es kein Ausbiegen in weite Naturschilderungen um ihrer selbst willen. Immer wieder tritt der handelnde Mensch in die Mitte des Geschehens. In einem so beschaffenen Werk muß die Menschendarstellung notwendig einen breiten Raum einnehmen. In ihr läßt denn auch Gotthelf seinem Sprachhumor freien Lauf, und es ist kein Zufall, daß alle folgenden Beispiele ihr entstammen. Breit ausgeführte Porträts, wie sie in der realistischen Dichtung zur Einführung einer Person sonst üblich sind, trifft man bei ihm freilich selten. Seine Darstellung hält sich in der Regel an einzelne bezeichnende Züge, die durch drastische Vergleiche und Uebersteigerungen sinnfällig werden.

Eines der Mädchen, die dem Brautsucher Joggeli begegnen, hat «Arme, in denen Adern schwollen wie kreuzerige Seile», seine Füße sind so breit, «daß man die verhudelten Schuhe . . . bequem als Kuchenschüsseln hätte gebrauchen können.» Hagelhans aus dem Blitzloch — auch Name und Herkunft gehören zur Charakterisierung — hat einen Kopf, der aussieht «wie ein hundertjähriger Weidenstock», aus dem Laute kommen «wie aus einer verrosteten Kanone»; er macht eine Miene, daß man glaubt, «er fresse Kinder». So wenigstens sieht ihn der Knecht Benz. Sein Bericht entnimmt Vergleiche und Umschreibungen Bezirken, die ihm zugänglich und der Stoffwelt des Romans angemessen sind: Bauernleben, Militär und überliefertes volkstümliches Sprachgut. Spricht der Dichter selbst, so hält er es nicht anders, auch dort, wo er nur Einzelzüge hervorhebt: Männer haben «Nasen wie Blutwürste», «Lippen wie Leberwürste». An Michel wird eine ganze Reihe solcher Ver-

gleiche gewendet: Er hat «Haar wie Besenstiele, Auge wie Pflugsrädli, e Nase wie eine Leberwurst, es Mul wie ein Schüttstein, e Hals wie e Muni und e Gring wie ein Kohlhaufe.» So schildert ihn ein Mädchen, das übertreibt, weil ihm sein Anblick Furcht eingejagt hat; derselbe Michel ist auch «breit wie ein Tennstor». In der Verleihung solcher Eigenschaften herrscht indessen nicht bloße Willkür. Jakob der Handwerksbursche trifft auf einer Seefahrt von Genf nach Lausanne Männer, «deren Nasen aussehen wie Schiffsanker». Der Vergleich entspricht dem andern Erlebnisbereich. Peter Käser schreibt nicht eben liebevoll vom alten Schulmeister, der sich seiner annimmt, er habe Augen, «die tropften wie ein Schleiferkübel», und seine Schule besuchen Kinder mit «Schnudernasen wie ehemals die Hessen Zöpfe».

Daneben gehen durch Gotthelfs Werk, dutzendweise und weniger derb gesehen, Mädchen «wie Milch und Blut», Kinder «klein wie Ankeballi . . . mit Augen wie Reckholderbeeren», die wachsen «schnell wie das Werch in der Bünde»; Söhne und Töchter mit «Posturen wie Flüh und Gringe wie Sonneblueme.» Das sind stehende Vergleiche aus der Volkssprache, die mit neuen vermischt in Gotthelfs Sprache eingehen, als hätte er sie eben geschaffen. Sie fassen ihren Gegenstand von der typischen Seite und beziehen sich meistens auf Nebenpersonen, die nach kurzem Auftreten wieder verschwinden, so daß sich mehr Aufwand erübrigt. Ganz aus der Freude am volkstümlich-unsachlichen Fabulieren wachsen Darstellungen wie jene der Walliser Bürger, welche in «Jakobs Wanderungen» den Revoluzzern in Genf zu Hilfe eilen sollten, «zentnerschwere Kröpfe am Hals, welche sie im Schiebkarren vor sich herstießen, an den Feind gekommen sie aufhöben, als seien es Wollsäcke, und dreinschlügen mit diesen Kröpfen, daß auf einen Schlag wenigstens sieben Dutzend die Beine streckten.»

Das letzte Beispiel zeigt, wie auch die Darstellung menschlicher Tätigkeiten dem Gesetz der Uebertreibung unterliegt. Kaum je ist ein Vergleich rein und genau angemessen, in jedem wohnt der Hang zur hyperbolischen Erweiterung. Schlafen die Bauern, so schnarchen sie, «daß es den Kalk von den Wänden sprengt», «die Fliegen erschrecken» und «die Strümpfe an den Ofenstangen in Blamp kommen». Ueber Peters Einfalt, in der er der Garnlise ins Garn geht, lachen der Joggi und das Bäbi, «daß es das Deckbett schüttelt» und schnarchen bald darauf, «daß die Fenster klirren». Der Klostermeier dagegen, dem Kurt von Koppigen die Mähre aus dem Stall stiehlt, schläft einen Klosterschlaf, «der so dick ist wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten zu Jerusalem». Auch hier stammt der Vergleich aus dem zugehörigen Lebensgebiet. In den erotischen Bereich greift die Wendung: «Wenn das Huren tönte wie das Sägefeilen, so würde man im Dorf Tag und Nacht sein eigen Wort nicht ver-

stehen.» Er steht im Schulmeisterroman und ist in seiner Heftigkeit nur verständlich im Rahmen der derben Wirklichkeitsschilderung dieses Frühwerks, mit der Gotthelf die Unsitte des Kiltgangs geißelt.

Währschafte Prügeleien waren im Bernbiet zu Gotthelfs Zeiten eine rechte Bürgerlust. Ihrer nimmt sich sein Humor besonders liebevoll an. Da fliegt etwa ein Knecht aus offener Tür heraus «wie der Stein von der Schleuder» — ein Vergleich, der die Dynamik der Bewegung treffend wiedergibt. Von Michel wird berichtet, wie er in einer aufgerührten Wirtsstube durch alles durchgefahren sei «wie ein Ochse durch einen Bohnenplätz.» Auch Frau und Mann können aneinandergeraten. Ein angeführtes Mädchen schlägt auf einen Burschen los «wie der Drescher auf das Korn in der Tenne»; ein anderes fertigt einen unwillkommenen Liebhaber ab, «als sollten ihm Fetzen vom Kopfe fahren». Lassen es die Frauen beim Schimpfen bewenden, sind nur noch Vergleiche aus dem Militärwesen eindringlich genug, um ihren Zorn zu zeigen. Das Bild der keifenden Brigitte im «Kurt von Koppigen» mag hier für viele stehen: «Die Haare ums Maul rollten sich und zischten, als wären sie dem Feuer zu nahe gekommen, die Zähne deckten sich ab, wie man eine Batterie demaskiert . . . und schienen zu Kugeln zu werden . . . Das ganze Gesicht glich einer Bombe, und wie die Bombe platzt, wenn sie lange genug gezischt hat um das Zündloch herum, so platzte sie endlich auch . . .» Aber der Vorrat an Schimpfwörtern geht schließlich zu Ende «wie die Munition im allergrößten Munitionskasten». Sieger und Besiegte rühmen sich hinterher, «daß die Schwarten krachen.»

Die Art, wie jemand eine Arbeit verrichtet, wie jemand sich gebärdet, ist unbewußter Ausdruck einer Seelenlage. Gotthelf macht sich diese Erkenntnis in der Darstellung von Gefühlen zunutze. Er beschreibt sie nicht in einer begrifflichen Gelehrtensprache, sondern macht sie sinnlich wahrnehmbar, indem er sie in Anschauung und Handlungsabläufe umsetzt. Immer wieder anders spricht er von der Liebe. Sie ist «wie ein englischer Zapfenzieher, welcher alles öffnet». Die Augen des verliebten Kurt bleiben an Agnes hängen «wie die Fliegen am Honig». Ganz ins Unwirkliche spielt in «Geld und Geist» Anne Mareilis Vorfreude auf Reslis Besuch in Liebiwyl. Es «wußte nicht, tanzte es mit dem Säutrog oder fuhr es mit samt dem Haus durch die Luft». Ein Herz kann aber auch hart sein «wie Geißbergerstein», oder «festgerostet wie die Stockschraube in einem alten Dragonerkarabiner». Die Zornigen schießen Blicke, «die fry spretzeln», oder «mit denen man einen Hasenpfeffer anmachen könnte». Kommt Haß dazu, so sprüht er aus ihren Augen, «daß man ein Schwefelholz daran anzünden könnte». Ueber die Lippen eines erbitterten Mädchens quillt das Reden, «als wäre einem Tintenfaß der Zapfen

ausgegangen». Von einer zornmütigen Frau wird gesagt, «reiße ihr der Teufel den Kopf ab, so surre sie noch mit der Röhre weiter». Jene, welche ihrer Gemütsbewegung nicht auf diese Weise Luft zu schaffen vermögen, wissen nicht, «sprenge es sie aus der Haut gleich einem Zapfen aus der Champagnerflasche, oder heyg's d'Hut no z'Not». Die Unausgeglichenen haben Launen, «mit welchen man die Wanzen vertreiben könnte», die Besinnlichen und Gemessenen dagegen «heben die Gläser, als ob es Zentnersteine wären».

Für weltschmerzliche Gefühle freilich hat das Empfinden des Volkes nicht viel übrig. Es wittert in ihnen Krankhaftes und Unechtes und begegnet ihnen mit Spott. Deshalb ist die Volkssprache unerschöpflich im Erfinden von Gleichnissen und Bildern für die Niedergeschlagenheit und Trauer. Gotthelf, ähnlich fühlend, benützt diesen Reichtum, indem er ihn, durch eigene Schöpfungen erweitert, in den Mund seiner Gestalten zurücklegt. Dursli der Branntweinsäufer wird gefragt, «warum er ein Gesicht mache, als ob er hundert dornige Wedeln gefressen habe». Während eines Totenmahles im Schulmeister erfindet ein Spaßmacher gleich vier solcher Wendungen: 1. «Du machst my armi türi es Gsicht, wie we dyni vier Roß daheim uf em Rücke läge oder dy Schwäher angers gwybet hätt.» 2. «Du lasch ja dr Trümmel hange, daß me ne styfe Säustall druf abstelle chönnti.» 3. «Dä luegt ja dry, wie me ne blutt dür e Dornhag zoge hätt.» 4. «We dr Gringe lat lampe wie d'Füllimähre, su vrspiele mrs.» Nach der Krankheit, die ebenfalls Ausdruck eines seelischen Leidens war, muß Uli «seine Erinnerungen mühsam zusammenlesen wie ein Kind Glasperlen, welche es im hohen Gras verschüttet oder zwischen Steinen.» In diesem schönen Bild erreicht Gotthelf die Sprache der «hohen Literatur», so wie man sie zu seiner Zeit von der Klassik her verstand.

Fällt in einem Vergleich das bindende «wie» aus, so entsteht eine Metapher, ein bildlicher Ausdruck. Er kann ein einzelnes bildkräftiges Verb sein: Michel und seine Knechte kommen «dahergerudert» und «segeln» im Menschengewühl über eine Brücke. Joggeli von der Glungge «steckelt» um seinen Hof herum. Das Wort hebt außer dem steifen, unsichern Gang auch sein Mißtrauen hervor, das stets wachsam die Umgebung belauert. Zahlreich holt die Volkssprache Begriffe aus Tier- und Gegenstandswelt herüber, um aus ihnen Schimpfnamen zu bilden. Da tönt es von Seite des Mannes «Blättere», «Mohre», «Täsche». Ewig klagende Frauen nennt der Dichter aus eigenem Sprachschatz «wandernde Seufzerbüchsen», «ungesalbete Wagenräder». Mit sichtlichem Wohlwollen betitelt er Michel mit «ungelecktes Kalb», «junger Bär», «junger Ochse», «Elefant», «Fülli» und weist damit auf sein schwerfälliges, ungeistiges Wesen, das bedenkenlos dem natürlichen Trieb folgt, aber auch auf seine Gutmütigkeit, die ihm trotz seiner dummen Streiche eignet.

Spiegelt Gotthelfs Sprache die bäuerlich-volkstümliche Welt seiner Erzählungen, so weisen anderseits viele Wendungen in die Vergangenheit, aus der diese Welt fast unbeschädigt durch das geschichtliche Geschehen herübergekommen ist. Es sind die stehenden Redensarten, welche die Mundart über Jahrhunderte unverändert aufbewahrt hat. Vom Pfarrer auf der Schnabelweid wird erzählt, «er hocke den Bauern auf»; die Bauern hingegen «lachen sich den Buckel voll». Es gibt «arme Hunde, an denen jedermann die Schuhe abwischt», «Mädchen, die in keinen Schuh gut sind» und die «einen Schuh voll herausnehmen», andere «schlecken sich die Finger bis zu den Ellenbogen», wenn sie einen reichen Bauernsohn erheiraten können. Ein Bursche, der sein Mädchen sitzen läßt, «wischt sich die Nase». In einem Unternehmen scheitern, heißt: «Den Stecken am dreckigen Ort nehmen.» Der Lebensuntüchtige wird geschickt «Band hauen», d. h. auf eine schlecht lohnende Beschäftigung wie das Korben verwiesen. («Band» sind die aufgeschnittenen Weidenruten, die dazu verwendet werden. Zu Gotthelfs Zeiten war der Lebenshintergrund, aus dem das Bild stammt, noch gegenwärtig. Vgl. Schweiz. Idiotikon 4, 1324.) Wer seine Mitmenschen heimlich betrügt, «spielt unter dem Hütli», wer ihnen durch Anspielungen ein Geheimnis entlocken möchte, «schlägt auf den Stauden herum» und wer unter ihnen absichtlich Streit stiftet, «knüpft den Leuten die Haare zusammen».

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Gotthelf in solchen Wendungen auf die Sprache des ausgehenden Mittelalters und der Reformation zurückgreift. Man findet sie bei Thomas Murner und Fischart, bei Niklaus Manuel und Martin Luther. (Vgl. Walter Muschg, Gotthelf, Die Geheimnisse des Erzählers, München 1931, 435 ff. Fritz Grob, Jeremias Gotthelfs «Geld und Geist», Olten 1948, 84 ff.) Tatsächlich reißen sie in seinem Werk jene Dimension auf, die neben dem Räumlichen und Ueberzeitlichen seine Bauern auch kennen: das Geschichtliche. Zum Bild seiner Bauern gehört die Traditionsgebundenheit: «D'Muetter het allbets gseit!» Volkstümliches und Archaisches gehören also zu seiner Sprache wie das Biblische. Gotthelf sucht das in seiner Zeit weit Auseinandertretende wieder zu einigen: Gegenwart und Vergangenheit, natürliches Leben und Leben im Geist, Irdisches und Himmlisches. Seine Sprache ist nur der Spiegel dieses Sachverhaltes. In ihr ereignet sich die Einheit von Inhalt und Form, Gehalt und Gestalt wie je bei den größten Dichtern. Die Gegensätze werden in einem Umfassenden aufgehoben, wie jene in der Seele von Gotthelfs «werdenden» Menschen, die schließlich ihr Ziel erreichen: Sie wachsen aus dem Bereich des Tierischen und Naturhaften ins Menschliche und durch beides hindurch ins Reich des Geistes, der über allem schwebt.